Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 17 — Lemberg, am 27. Ostermond (April) — 1930



17)

Die Türe war nur angelehnt gewesen und drehte sich nun etwas in den Angeln. Trude sah ihren Bruder vor Rita knien, sein Kopf lag in ihrem Schoß, und sie hatte weinend beide Hände darauf gelegt. Dann neigte sie sich darüber und küßte ihn.

Erschrocken zog sie den Doktor in das Zimmer zurück. „Glaubst du, daß sie sich lieben?“

„Nein! Wenigstens nicht in der Weise, was man sonst unter Liebe zwischen Mann und Frau zu verstehen gewohnt ist. — Das ist Freundschaft — aber eine Freundschaft, die ein Leben überdauert. Ernst wird gut daran tun, sie zu sanktionieren. Der eigentlich Gewinnende wird dann immer er allein sein.“

Rita wollte nicht mit an den Wagen kommen. Sie haßte alle Neugier, die sich in fremdem Glück und Leid an die Zäune drängte und etwas zu erspähen suchte, um es hernach gewissenlos auszubeuten. Aber die Vorhänge, hinter denen sie stand, bewegten sich leise. Alle drei warfen sie einen Blick hinauf. Trude konnte es nicht unterlassen, ihr eine Kußhand zu schicken Die beiden Herren zogen die Hüte. Max biß die Zähne übereinander. Es war feige, den Platz zu räumen und sie in einer Stunde allein zurückzulassen, in der sie vielleicht den größten Unannehmlichkeiten entgegenging. Aber Ernst würde ja verständig sein, wenn er auf seinem Schreibtische den Brief fand, den er ihm geschrieben hatte. Es stand alles darinnen klargelegt. Das stimmte ihn ruhiger.

Als der Wagen außer Sichtweite war, kam eine fieberhafte Erregung über Rita. Sie ging von einem Zimmer in das andere und stellte dieses dorthin und jenes dahin, um es schließlich wieder an seinen früheren Platz zu bringen. Das Mädchen mußte Blumen aus der Gärtnerei holen. Obschon es noch zwei Stunden Zeit hatte, begann sie bereits den Tisch zu decken. Zuweilen stand sie ganz stille und horchte in sich hinein, ob nicht etwas in ihr sprach und erschrak vor sich selbst, wenn es ganz ruhig blieb.

Das Mädchen frug wegen den Betten.

„Die beiden Gäste in das große Schlafzimmer,“ bestimmte Rita, sah den erstaunten Blick und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen kroch. Sie hatte gar nicht das Empfinden, als erwarte sie heute ihren Mann zurück. „Habe Erbarmen mit ihm!“ hörte sie Trude sagen. Wessentwegen sollte sie Erbarmen haben? Was sollte das werden, wenn er kam, und seine Persönlichkeit war so kühl geschäftlich, wie seine Briefe es gewesen waren.

Sie befand sich in einem Zwiespalt sondergleichen. Wenn ihr jemand gesagt hätte: „Sobald du dein Daheim zu seinem Empfang bereit hast, kannst du gehen!“ wäre sie, wie sie ging und stand, in die nächste Tram gesprungen. So aber mußte sie bleiben.

Ein Auto brachte sie gegen vier Uhr zur Bahn. Zwei langstielige La France hielt sie als Willkomm für Vater und Sohn in Bereitschaft. Sie verspürte ein ganz schreckhaftes Gefühl des Nüchternseins.

Alles drängte nach vorne, als der Zug in die Halle lief und die ersten Fahrgäste durch die Sperre kamen. Sie ließ sich unbewußt zurückstauen, nur um noch ein paar Minuten für sich zu haben. Wie die Menschen sich alle küßten, als ob — — im selben Moment fühlte sie ihr Gesicht von zwei kräftigen Händen zurückgebeugt und ein Mund preßte sich auf den ihren. — Vor all den vielen, vielen Menschen mußte sie stillehalten, bis er sie losgab.

„Ernst!“

Sie wußte nicht, warum sie die Augen vor ihm senkte — aber sie tat es! „Wo ist Vater?“ Sie ließ den Blick über die flutende Menge gleiten.

„Er kommt erst morgen! Er hat noch in München zu tun.“

Ein Zucken ging durch ihren Körper. Der Mann an ihrer Seite fühlte es wohl, denn er hatte seinen Arm durch den ihren geschoben. Schweigend hob er sie in den Wagen und sprang nach. „Wie jung er ist! — Ganz jung!“ dachte Rita und ließ ihren Blick rasch über ihn hingleiten. Aber sie empfand Angst vor seiner Jugend als vor etwas, das ihr Furcht einflößte. Acht Monate war sie nun allein gewesen. Nun saß sie wieder mit einem Manne Hand in Hand. — Und dieser Mann war ihr eigener. — Es kam ihr erst nach und nach voll zum Bewußtsein.

Er hatte eine Liebkosung erwartet, einen Ausbruch der Freude nach der langen Zeit der Trennung. Als sie aber so gelassen ruhig blieb, wurde auch er still und suchte nach den rechten Worten, ihr Schweigen zu brechen. Es lastete drückend auf ihnen beiden. Der Mann war wieder derjenige, der gegeben hatte, und sie mußte ihm die Gabe schuldig bleiben.

Als er sein lichterstrahlendes, geschmücktes Heim betrat, war wieder er es, der ihr dankte. Daß sie seine Küsse duldete, war alles, was sie ihm zum Willkomm zu geben hatte. Sie sprachen miteinander und sprachen doch aneinander vorbei, und Rita fühlte, daß die Schuld auf ihrer Seite lag. Aber ihre Seele quälte sich umsonst, den Panzer, der um sie gespannt war, abzuwerfen. Manchmal sah sie Trudes Gesicht vor sich und hörte sie betteln: „Sei gut mit ihm und habe Erbarmen“ — dann versuchte sie einen Anlauf zur Wärme. Aber es scheiterte schon im ersten Wollen.

So verging die erste Nacht seines Hierseins in der Heimat.

Als gegen fünf Uhr früh sein Bett leer war, mußte sie sich erst zurechtfinden. Sie hatte vergessen, daß er ein Frühaufsteher war. Im Begriffe, sich nochmals auf die Seite zu drehen, glaubte sie ein Geräusch gehört zu haben, das aus dem anstoßenden Zimmer kam. — Leise erhob sie sich. — Was trieb ihn schon um diese Zeit durch alle Räume? — Lautlos klinkte sie die Tür auf und stand im nächsten Augenblick in starrem Entsetzen.

Er lag langausgestreckt auf dem Diwan in der Ecke und hatte das Gesicht in den Armen vergraben. Dabei wurde sein Körper wie im Froste hin und her geschüttelt.

„Ernst!“ Sie stand vor ihm und neigte sich zu ihm nieder. Er schenkte ihr keine Antwort. — Sie begann zu fragen und endlich schien sie das Richtige getroffen zu haben: „Hast du mir irgendwelche Vorwürfe zu machen?“

Er hob das fahle Gesicht, sah sie an, sprang auf und zog sie an der einen Hand zu dem kleinen Tisch in der Mitte: „Du hast vergessen, Verschiedenes wegzuräumen!“

Ein schwacher Hauch von Farbe stahl sich in ihre Wangen. Sie nahm das kleine Notizbuch und blätterte darinnen. „Ich muß es ihm nachschicken. Er wird es vermissen.“

Ebrach faßte sie hart um das Handgelenk. „Er war bei dir?“

„Ja!“

„Oft?“

„Ständig — seit dem Tage, da Vater nach Sorrent dich zu besuchen fuhr.“

„Rita!“ Seine Finger umspannten sie wie eine Schraube.

Sie schloß vor Schmerz die Augen. „An jenem Tage brachte man ihn mir ins Haus — verunglückt, ohne Bewußtsein. Gestern ist er gereist.“

„Rita!“

„Er spielte in Cafés und Schänken und wohnte in einer Dachstube. Zuletzt ergab er sich dem Branntwein. Der warf ihn eines Abends die Treppen seiner Wohnung hinab — fünf Stockwerke tief. — Man las ihn auf und brachte ihn mir, weil ich gesagt hatte, er sei mein Bruder.“ — Sie schauerte zusammen. — „Es waren entsetzliche Tage und die Nächte waren grauenvoll.“

„Und du — hast ihn gepflegt!“

„Ja, ich — und Trude und eine barmherzige Schwester. — Auch Karl und Gerda kamen. — Es liegt ein Brief von ihm

an dich in deinem Zimmer. Aber er kann dir nicht viel anderes geschrieben haben, als ich dir sagte — — deine Geschwister können bestätigen, daß ich die Wahrheit sprach."

„Und du, Rita? — — Und du?"

„Was soll's mit mir?" — Sie begegnete dem Blick seiner Augen mit aller Ruhe. Ihre Wangen blieben schreckhaft weiß. „Es konnte ihn sonst nichts retten als Liebe und Geduld. Beides habe ich ihm gegeben und dafür sein Versprechen erhalten, daß er die Frauen meidet und den Branntwein. Das sind die beiden Dinge, die ihn zu Fall gebracht haben. — Sobald er den Aufenthalt von Lore-Lies erfahren kann, wird er zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten. — Ich weiß, daß sie vergibt. — Dann ist er für immer geborgen."

„Wo ist er jetzt?"

„Trude und ihr Verlobter haben ihn gestern zu den Eltern nach Dorfbach gebracht. Er muß erst ganz gesund werden."

„Es wäre nicht nötig gewesen, daß er meinetwegen gegangen ist."

Rita hatte einen eigentümlichen Ausdruck um den Mund. „Vielleicht wäre er geblieben, wenn er gewußt hätte, daß du allein kommst. — Aber so erwarteten wir auch den Vater."

„Ich verstehe! — — Wo ist der Brief?"

„In deinem Zimmer, er hat ihn auf deinem Schreibtisch geschrieben und dort auch liegenlassen, wie er mir sagte."

Ohne weitere Frage ging er hinüber. — —

Als er wieder bei ihr eintrat, wußte sie sein Gesicht nicht zu deuten. Ehe sie noch eine Hand zur Abwehr erheben konnte, hatte er sie schon an sich gerissen und preßte seine Lippen auf die ihren. — Das war nicht mehr „Ernst" — — das war „Max" in jedem Zoll. „Du zerbrichst mich!" jammerte sie zwischen seinen Küssen. — Er hörte nicht darauf, bis sie völlig kraftlos in seinen Armen hing.

„Hat es weh getan?"

„Ja!" — Sie biß die Zähne aufeinander, so wirkte der Schmerz in ihr nach.

„So wird es jetzt immer sein, damit ich dir nie mehr langweilig werde." Dabei strich er ihr über die Wangen und küßte sie auf die Stirne — ganz so wie früher.

Sie empfand es dankbar. Es glich einem friedlichen Geborgensein.

„Du hast mich belogen," sagte er und gab ihr den verwunderten Blick zurück.

„Ich lüge niemals!" Dabei dachte sie an den Schwiegervater und mußte wider Willen lächeln.

„Gerda hat meinen Dankesbrief abgelehnt und mir geschrieben, ich müßte im Irrtum sein, sie hätte keinen Pfennig für mich ausgegeben, weder für meinen Aufenthalt im Schwarzwald noch für Sorrent und Capri — es müßte ein anderer sein, der für mich bezahlt hat."

„Dann war es eben ein anderer," sagte sie ruhig.

„Soll ich wieder?" Er spannte seine Finger um ihren Arm.

„Um Gottes willen nein! Es genügt schon!" Sie machte sich erschrocken von ihm frei.

* * *

Als der General am Abend kam, so zwischen Zweifel und Bangen, wie das Wiedersehen der beiden ausgefallen sein mochte, empfing ihn Ernst am Bahnhof. „Rita läßt dich grüßen, Vater. Sie konnte sich heute leider noch nicht so früh von Grünfeld losmachen. Aber es ist dafür auch das letztemal."

„Ihr vertragt euch doch?" sorgte sich der General und suchte in dem Gesicht seines Aeltesten.

Ernst nickte. „Ja, wir vertragen uns."

Rita war noch nicht zurück, als sie zu Hause ankamen. Der General sah, wie sein Sohn auf jedes Läuten im Flur horchte. Plötzlich sprang er auf und rannte hinaus. Gleich darauf erklang Ritas dunkle Stimme und dann ihr Lachen, wie er es noch nie von ihr gehört hatte.

Er trat in den Rahmen der Tür und sah seinen stillen, vornehmen Aeltesten, wie er seine Frau aus dem Mantel schälte. Zwischenhinein küßte er sie, und sie wehrte ihm nicht. Nicht ein einziges Mal.

Da wußte der General mit Gewißheit, daß die beiden sich vertrugen.

16.

Ueber dem hohen geschnitzten Tor in Dorfbach schlugen die Crimsonrambler in brennender Glut zusammen. In schweren tiefroten Dolden hingen die Blütentrauben an den feinbehaarten Stengeln. Der riesige Nußbaum zeichnete einen beinahe kreisförmigen Schatten auf den lichtgrünen Rasen vor dem Haus. Bienen und Hummeln summten im Geäst, vom Wald herüber rief ein Kuckuck, eine Amsel schlug darein, eine Drossel pfiff. Die Sonne tanzte dazu in tausend Lichtfünkchen, die auf dem Rasenteppich hin und her hüpften. Von den Wiesen herüber klang das Lachen der Mägde. Die tiefen Stimmen der Knechte mengten sich darein. Es war Heuernte und alles auf den Beinen.

Der alte Dorfbach war mit auf dem Acker. Wenn Not am Mann war, legte er jederzeit selbst Hand mit an. Ab und zu erschien ein Greisinnengesicht hinter den weißen Leinenvorhängen des Hauses, das von den Blumen überschattet war. Dann verschwand es wieder. Von den Ställen herüber kam das zufriedene Brummen der Kühe. Die Hühner hatten sich tief in den Sand eingepuddelt und schliefen. Die Glucke hatte die weitausgebreiteten Flügel über die junge Brut gedeckt. Zwei Hühnerhunde streckten schläfrig die Beine von sich und schüttelten nur ab und zu die Ohren, wenn ein Insekt zu nahe an ihrem Kopf vorüberstrich.

Dann drehte sich die Türe des Hauses in den Angeln, um sofort wieder geschlossen zu werden, damit die Wärme des Frühsommertages nicht in das kühle Innere dringen konnte. Ueber den Rasen hin ging die Greisin mit sachten Füßen nach dem Liegestuhl, der dicht an den Stamm des großen Nußbaums geschoben war. Sie drückte beide Hände gegen das Herz. Jedesmal erschrak sie aufs neue, wenn sie ihren Gast schlafend fand. Da wirkte sein Gesicht wie das eines Toten. In scharfen Ecken sprangen die Backenknochen aus den eingefallenen Wangen. Die Nase war spitz. Blaue Ringe zogen sich unter den Augen. Von den mageren Händen, die auf den Knien lagen, hoben sich die Adern wie Wasser, die in tiefen Rinnen liefen.

Die Dorfbacherin bog sich ganz nahe zu dem Gesicht herab. — Er würde doch leben? — Sie hatte dem Bruder der kleinen Trude bereitwillig ihr Haus geöffnet. Aber sie war nicht mehr richtig froh geworden seitdem. Die einzige Stunde des Tages, an dem ihr Junge herüberkam, um nach dem Schwager zu sehen, konnte sie ruhig sein. Aber sonst befand sie sich in steter Angst. — Wenn er einmal die Augen nicht mehr auftat? Oder keine Hand mehr regte? Wenn sie ihn tot in seinem Stuhl fand?

Hans hatte zwar gesagt, sie brauchte sich keinerlei solchen Befürchtungen hinzugeben. Sein Herz würde standhalten, denn das Schwerste hätte Max längst hinter sich. Nur Geduld müßte sie haben, und gute Pflege müßte sie ihm angedeihen lassen. Aber daran fehlte es wahrhaftig nicht. Als Trude und ihr Junge ihn brachten, war er besser beisammen gewesen. Sie wußte nicht, woran das lag. Sie tat gewiß alles, was in ihrer Macht lag.

Eine Fliege setzte sich auf seine Schläfen. Noch ehe sie dieselbe verscheuchen konnte, wachte er auf, sah sie über sich geneigt und lächelte.

„Guten Morgen, Mutter Dorfbach! Ich habe soeben etwas Wunderhübsches geträumt."

Sie fegte mit ihrer Schürze ein Baumblatt von der Bank, die in einem Viereck um den Nußbaum lief, und setzte sich zu ihm. „Wirklich was Gutes," fragte sie. Sie kannte seine Träume. Immer waren sie von Aengsten erfüllt, selten ein friedlicher darunter.

„Dort am Hang war's," sagte er und wies mit der Hand nach der kleinen Türe, die nach den Wiesen ging, „da spielte ein ganzes Rudel Kinder. Ich sah Hans Dorfbach über den Weg kommen und darauf zu. Da fingen die Kleinen zu laufen an und seine Arme reichten nicht aus, sie alle zu umfassen. Es waren die seinen."

Die Greisin bekam ganz mädchenhelle Augen und in ihre Wangen stieg ein beinahe verschämtes Rot. Um die schmalen Linien des Mundes aber lag eitel Glückseligkeit. Sie hatten erst vor ein paar Wochen Hochzeit gemacht, die Trude und ihr großer alter Junge, und waren dann irgendwohin in die Welt gefahren, wo sie ihr Glück versteckten. Sie hatte ordentlich Sehnsucht nach ihnen und suchte auf jeder Karte, die sie schrieben, nach einem Wort, das ihr Wiederkommen meldete. Aber sie dachten wohl noch lange nicht daran, während sie hier vor Sorge und Bangen verging.

„Bekomme ich keine Belohnung für meinen schönen Traum?" fragte Max und sah sie vorwurfsvoll von der Seite an.

„Wenn ich wüßte, was man Ihnen tun könnte, Herr von Ebrach! — Aber es ist alles nichts!"

Er hob die Hände und legte die ihren mütterlich liebevoll darauf. „Trude ist nun versorgt, und Karl ist's und Ernst und Gerda und alle — nur ich bin übrig — vater- und mutterlos und ohne Frau und Kinder."

„Sehen Sie, Herr von Ebrach, das ist es, was Sie nicht gesund werden läßt, weil sie immer an ein und dasselbe denken. — Das darf man nicht! Das tut nicht gut! —

Wenn Sie erst einmal wieder richtig auf den Füßen stehen, wie es sich für einen Mann gehört, dann stehen Sie auch wieder mitten drin im Leben und können sich ihr Glück holen. Man muß nicht immer warten, bis es einem von den anderen gebracht wird."

„Sie sind sehr weise, Mutter Dorfbach!"

„Ja, aber es nützt nichts," schalt sie. „Was ich auch predige, ist für die Wespen, die da droben in den Nüssen beißen."

Er sah nach dem Geäst, hörte das Summen und Brummen und lächelte. „Ich möchte so gern gesund werden, Mutter Dorfbach! — Ich hätte auch den Willen — —"

„Aber keinen festen!" zankte sie zurück.

Er schüttelte den Kopf. Was er noch sagen wollte, blieb unausgesprochen, denn die beiden Hühnerhunde fuhren kläffend nach dem Tor, so daß das kleine Mädchen, was soeben hereinschlüpfte, beinahe von ihnen über den Haufen geworfen wurde. Aber es zeigte keinerlei Furcht und winkte nur mit den Händchen ab. „Laß doch, Hektor, du machst mir meine Blumen kaputt! — Pfeif doch, Onkel Max!"

Ein kurzes Signal kam von den Wiesen herüber. Der alte Dorfbach hatte das Gekläff bis dorthin vernommen.

Klein-Lore-Lies reichte der Greisin die Händchen an beiden Gelenken, denn ihre Finger hielten nach wie vor die Blumen fest. Dann lief sie auf den Mann im Liegestuhl zu und legte sie ihm auf den Schoß. „Ich hab sie alle für dich gepflückt!"

Er nahm sein noch unbenütztes Taschentuch und wischte ihr den Schweiß von dem heißen Gesichtchen. „Wenn das die Mutter sähe, daß du so erhitzt bist!"

„Deshalb bin ich eben so gelaufen, Onkel, daß Mutter mich nimmer einholen kann, denn sie kommt mit Karlchen hinterdrein. Bis sie da ist, bin ich schon wieder ganz trocken."

Sie gab sich einen Schwung und saß nun mit baumelnden Füßchen auf der Bank. Mutter Dorfbach kam mit einer Tasse Milch und einem Riesenstück Butterbrot. „Erst essen — dann trinken!" mahnte sie.

„So viel kann ich nicht," wehrte Lore-Lies. „Iß mit, Onkel Max!" Sie legte ihm ein Teil ihres Butterbrotes in die Hand. „Wer zuerst damit fertig ist, Onkel!" Ihre Zähnchen blitzten ihn an und machten sich hastig an die Arbeit.

Und siehe da, es zeigte sich, daß der Onkel der raschere Esser war.

Mutter Dorfbach stand grenzenl verblüfft. Aber sie sagte kein Wort. Es gab mancherlei Dinge, denen man nur durch Zufall auf die Spur kam. Nun wußte sie, wie der arme Mann am ersten gesund zu kriegen war. Das, was an ihm zehrte, waren die unnützen Gedanken, das Grübeln, welches seine Tage und Nächte ausfüllte. Man mußte ihm Ablenkung verschaffen. Das tat nicht gut, daß er von Mittag bis spät am Abend hier auf dem Liegestuhl unter den Bäumen lag und seine Träume spazieren führte. Man mußte ihn in die Wirklichkeit zurückbringen, mußte ihm eine Tätigkeit zuweisen, deren Erfüllung ihm als heilige Pflicht oblag. Dann sollten Hans und die anderen alle Augen machen, wie rasch er wieder in die Höhe kam



Lena traf eine halbe Stunde später ein. Sie schob den Jungen im Wagen und war völlig erschöpft.

„Hast du denn keine Kindermagd mehr!" sagte Max erschrocken.

„Erreg dich nicht! — Es ist alles auf den Wiesen, und ich wollte so gerne noch einmal herüberkommen zu dir."

Er schenkte ihr einen gütigen Blick. — Er verstand. — In wenigen Wochen würde Karl das dritte Kind in den Armen halten. „Ich finde es rücksichtslos von ihm, dir jedes Jahr diese Last aufzuhalsen!" sagte er verstimmt.

Lenas Augen ruhten erstaunt auf ihm. „Es ist mir keine Last, Max. Mit jedem Kind, das ich ihm schenke, liebt er mich immer wieder neu."

Er sagte nichts mehr, er war überzeugt, daß sie die Wahrheit sprach. Liebte er nicht auch Lore-Lies mit einer wahren Leidenschaft, seit er wußte, daß sie die Mutter seines Kindes geworden war. Das war eine ganz andere Liebe als jene, die der Mann dem Weibe als solchem entgegenbringt. Die war mit Sinnenlust gemischt, riß alle Leidenschaften wach, war der Ausdruck des Tierischen im Menschen. Die andere war voller Ehrfurcht und behütender Sorge, das Göttliche, das die Menschen — das Mann und Weib für immer aneinander band.

Mutter Dorfbach deckte den kleinen Tisch unter dem Nußbaum. Klein-Karli krähte vor Vergnügen, als er die Fingerchen tief in den goldgelben Honig steckte und sie dann zum Mäulchen führte. Lore-Lies aß mit Vorsicht ihren Teller Kirschen, daß nichts auf ihr weißes Kleidchen tropfte. Max sah bei jeder einzelnen Frucht, die sie in den Mund schob, ob die weißen Zähne auch bestimmt den Kern wieder herausgaben.

„Würden Sie ein paar Minuten auf das Kind achten, Herr von Ebrach," sagte die Greisin und gab Lena einen heimlichen Wink mit den Augen. „Ich möchte Lena so gern die Stuben zeigen, die ich für unsere jungen Leute hergerichtet habe, wenn sie ab und zu hier übernachten wollen."

Die junge Frau erhob sich sofort. Was würde die Tante ihr zu sagen haben? — Sie sah an der Haustüre noch einmal zurück. Max hatte den Kleinen auf dem Schoß sitzen, und Lore-Lies saß vor ihm im Grase und flocht aus Löwenzahnstielen eine Kette, welche sie ab und zu auf die Länge prüfte.

„Steht es schlecht um ihn?" fragte sie sorgend, als sie langsam die Treppen hinaufstiegen.

„Ich glaube an kein Gesundwerden mehr, wenn nicht das Letzte noch hilft, das ich erst heute herausgebracht habe. Er braucht etwas, das ihn ablenkt, irgend etwas, das ihn in Anspruch nimmt. Möchtest du wohl die Lore-Lies ein paar Wochen in meine Obhut geben?"

„Lore-Lies?"

„Ich würde auf sie sehen wie auf mein eigenes selbst. Er hätte dann etwas, was seine Gedanken beansprucht, damit sie nicht immer so ihre eigenen Wege gehen können wie bisher. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß er Kinder so gerne hat, wo er doch selber keines besitzt. Willst du, Lena?"

Die junge Frau zögerte. „Ich müßte erst mit Karl darüber sprechen. Mir kommt dein Vorschlag sehr gelegen. In den nächsten Wochen ist sie ohnedies etwas im Wege zu Hause." Sie lächelte in rührendem Verlegensein.

Am anderen Abend ritt Karl auf seinem Braunen durch das verschnörkelte Holztor in Dorfbach. Er hatte Lore-Lies vor sich auf dem Sattel sitzend. Sie winkte Max schon von weitem zu. Ebrach ritt bis dicht an den Liegestuhl des Bruders und reichte ihm die Hand herab. Er hatte keine Zeit abzusteigen. Mutter Dorfbach kam eiligst gelaufen. „Macht Ihr Rast bei uns?" fragte sie, ohne irgend etwas zu verraten.

„Ich möchte dich nur bitten," sagte er und ließ die Kleine auf den Rasen gleiten, „ob du sie nicht für ein paar Tage behalten kannst. Es gibt ein bißchen Durcheinander bei uns, jedes hat die Hände voll Arbeit. Meine Frau muß Ruhe haben — sonst geht's am Ende schief."

Die Dorfbacherin strahlte übers ganze Gesicht. „Nun haben wir auf einmal ein Kindchen. Hans wird schauen, wenn er kommt, und die Trude erst!"

„Aber verwöhnt sie uns nicht zu sehr!" mahnte Karl.

„Wo werd ich denn!" Die Greisin lachte.

„Wenn sie dich stört, Max," Ebrach bog sich zu dem Bruder herab, „dann jag sie davon. Sie kann sehr zudringlich sein. Uebrigens wirst du nicht viel zu schaffen haben mit ihr. Sie läuft ihre Wege schon ganz allein."

Lore-Lies sah dem Vater einen Augenblick nach, als er winkend aus dem Tore ritt. Ihr Mäulchen zog sich zusammen, und in ihren Augen glänzte es verräterisch. Max hatte es bemerkt, rief sie zu sich und erbat sich eine Kette, wie er sie gestern von ihr bekommen hatte.

Bunte Chronik

Streiflichter aus dem Leben der deutschen Minderheit in Südslawien

D. A. J. Man schreibt uns aus Südslawien:

Wie überall in anderen Ländern, gibt es auch bei uns ein vom Staate herausgegebenes „Amtsblatt", auf serbisch „Sluzbene novine", in dem der Staat seine Gesetze und Verordnungen veröffentlicht. Der normale Staatsbürger hat an dieser an sich wichtigen Zeitung kein besonderes Interesse. Man zwingt aber besonders die Inhaber von Gastwirtschaften, dieses Amtsblatt gegen Bezahlung zu beziehen, indem man ihnen sagt: „Du mußt ja diese Zeitung nicht beziehen, aber wenn du sie nicht beziehst, dann muß ich das der Behörde melden." Die Schlepper für das Amtsblatt sind die Dorfnotäre. Es sind vielfach vorgekommen, daß Gastwirten, die den Bezug des Amtsblattes verweigerten, keine Erlaubnis für den Sonntagstanz erhalten. Diese Ausbeutung durch den Staat, der seine Organe zwingt, die Bevölkerung hochzunehmen, dürfte wohl einzig in Europa dastehen. Die hohe Diktaturregierung kümmert sich ja um vieles, auch darum, was die Leute in den Wirtshäusern tanzen. Vielfach siedeln Angehörige der deutschen und madjarischen Minderheit gemeinsam in den Dörfern. So dürfen in einem derart besiedelten Dorfe die Deutschen nur Kolo, den serbischen Nationaltanz, Walzer und Polka, die Madjaren nur Kolo und Tschardasch tanzen. Früher war es jedem freigestellt, zu tanzen, wie und was er wollte. Heute muß man so tanzen, wie die Regierung pfeift, und die Melodien der heute Herrschenden sind Grabgesänge für die deutsche Minderheit.

Deutsche Straßennamen werden überpinselt!

In einer rein deutschen Gemeinde in der Batschka, die heute zum Donaugebiet gehört, trugen bisher die Straßentafeln serbisch-deutsche Namen, und niemand hat sich daran gestoßen. Der neue Herr des Donaubanates machte kürzlich eine amtliche Besuchsreise durch das Donaubanat. Dabei fielen ihm die doppelsprachigen Straßenbezeichnungen auf, die nun ein Opfer dieses „hohen" Besuches geworden sind. Die deutschen Straßennamen mußten mit schwarzer Farbe überpinselt werden, und so hat diese urdeutsche Gemeinde heute äußerlich ein serbisches Aussehen. Die schwarzen Flecken auf den Straßentafeln sind aber ein „Fleck auf der Ehr" desjenigen, der glaubt, auf diese Weise das Deutschtum auszurotten. Der Herr, der glaubt, durch Farbe den deutschen Dörfern ein anderes Aussehen zu geben, irrt. Mit Farbe werden Staaten nicht zusammengeleimt.

Ein Volk — Ein Gott — Ein König!

Die bisher vorhandenen nationalslawischen Turnvereine, die Sokolvereine der Serben, Kroaten und Slowenen, wurden durch die Diktaturregierung gewaltsam aufgelöst und ein einheitlicher jugoslawischer Sokol, der im ganzen Staatsgebiet einheitlich zu arbeiten hat, errichtet. Mitglied des Jugosokols kann jeder Staatsbürger werden. Um den Eintritt in diese Nationalmiliz, denn nichts anderes ist der Sokol, schmackhaft zu machen, werden Erleichterungen für Ableistung der Militärdienstpflicht in Aussicht gestellt. Trotzdem ist kein Zulauf, weil auch die Staatsvölker in Jugoslawien kriegsmüde und friedensbedürftig sind. Schulkinder dürfen keinem Verein beitreten. Auf die Schuljugend wird aber ein Zwang ausgeübt; sie kann, darf und muß Mitglied des Jugosokols werden. Ein Beweis dafür: In rein deutschen Dörfern wird die Schuljugend gezwungen, auf Sokolart zu turnen. Geturnt wird während der Schulzeit, so daß der Schulunterricht zurücktreten muß. Auch die weibliche Schuljugend muß das Sokolturnen mitmachen und stramm exerzieren. Wo bleibt der Völkerbund, der die Befriedung Europas, ja der ganzen Welt will? Die Genfer Herren sollen nur einmal unangemeldet nach Jugoslawien kommen ohne rosarote Regierungsbrille, die die Belgrader Regierung jedem offiziellen Besucher gerne und liebevoll aufsetzt. Und das Allerneueste! Im Wege der politischen Behörden hat die Lehrerschaft vom Innenministerium, Abteilung zum Schutze des Staates, einen Erlaß zur Kenntnis erhalten, der darin gipfelt: „Jedan Narod, jedan Bog, jedan Kralj — „Ein Volk, Ein Gott, Ein König!"

Dieser Erlaß beunruhigt in erster Linie Kroatien-Slawonien, wo er zuerst der Lehrerschaft zur Kenntnis gebracht wurde. Auch in deutschen Gemeinden dieses Gebietes wird in diesem Sinne gearbeitet. Der Deutsche Jugoslawiens, der jugoslawischer Staatsbürger ist, dient gerne und freudig seinem König Alexander. Im Ernstfalle wird die deutsche Minderheit, trotz aller Bedrückungen, versehen, ihre Pflicht dem Staate gegenüber zu erfüllen. Die deutsche Minderheit ist staatstreu, daran darf von niemandem gerüttelt werden. Nicht ruhig aber kann sie die Absichten der heutigen Diktaturregierung hinnehmen, ein Volk und einen Gott, den prawoslawischen, zu schaffen. Wir sind nun einmal Deutsche und wollen nur Deutsche bleiben. Nicht umformen wollen wir uns lassen, weil wir nicht auf eine tiefere Kulturstufe sinken wollen. Unsere Blicke, und gleichermaßen unsere Hoffnungen, sind verstärkter denn je auf den Westen Europas, und besonders auf unser Mutterland gerichtet, von dem wir füglich Hilfe für Erhaltung unserer Existenz als deutsche Minderheit erwarten dürfen. Das wahre Wesen der Regierung des heutigen jugoslawischen Diktators, General Schifkowitsch, ist leider in Europa und auch in der übrigen Welt nicht bekannt.

Ein neuer Weltrekord Lindberghs

Neuyork. Oberst **Lindbergh** stellte in Begleitung seiner Frau als **Navigator** eine neue Flugwelthöchstleistung über das amerikanische Festland von Küste zu Küste auf. Er bewältigte die Strecke Los Angeles—Neuyork in nur 14 Stunden 44 Minuten mit einer Zwischenlandung in Wichita (Kansas). Der bisherige Rekord betrug 17 Stunden 38 Minuten. Lindbergh benutzte ein eigens für diesen Flug erbautes Flugzeug und hielt sich in Höhen von 3—7000 Metern. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 288 Kilometer in der Stunde.

Aus dem Gefängnis des Vatikans in das italienische Gefängnis

Der erste Häftling des neuerrichteten päpstlichen Staates, ein Opferstockmarder, der im Februar auf frischer Tat ertappt und wegen Plünderung eines Opferstockes in der Peterskirche zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war, wurde, wie aus Rom gemeldet wird, Donnerstag nach verbüßter Strafe von zwei päpstlichen Gendarmen zum Tor der Schweizer Garde geleitet und aus dem Gebiet des Vatikanischen Staates entfernt. Der Freigelassene bemerkte einige Polizeiagenten, die sich ihm von den Kolonnaden des Petersplatzes näherten. Er versuchte, wieder auf vatikanischen Boden zu entkommen, aber die Schweizer Garde hatte das Tor geschlossen. Nach einem vergeblichen Fluchtversuch wurde der Mann, der noch auf Grund eines italienischen Urteils einige Monate Gefängnis abzubüßen hat, festgenommen und in das italienische Gefängnis eingeliefert.

Das Mikrophon im Konferenzzimmer

Welcher Mittelschüler hat nie den Wunsch gehabt, in das Geheimnis des Konferenzzimmers einzudringen und unsichtbar der Klassifikationskonferenz beizuwohnen, um zu hören, was die Professoren über ihn sprechen? Unter uns gesagt, die meisten würden sehr enttäuscht sein, wenn ihnen ihr Wunsch in Erfüllung ginge, denn in den Klassifikationskonferenzen wird von den einzelnen Schülern nur sehr wenig gesprochen. Die Schüler erfahren das bloß nicht, weil eben die unsichtbar machende Tarnkappe unwiederbringlich in Verlust geraten ist. Was aber ein moderner Schüler ist, pfeift auf den Wunderplunder der Vergangenheit und weiß sich die Wunder der Wissenschaft dienstbar zu machen. Und so waren die Gymnasiasten von Habelschwerdt in Schlesien dieser Tage auf ein Haar hinter das Geheimnis der Lehrerkonferenz gekommen. Einige Tage vor der Osterkonferenz, in der die Beschlüsse über die Zensuren gefaßt werden sollten, verschafften sie sich in der Nacht Zutritt zum Konferenzzimmer und bauten dort in den Kachelofen ein Mikrophon ein. Dann legten sie durch den Ofen und den Kaminschlauch eine Leitung zum Dach und weiter zu einer verborgenen Stelle, wo während der Konferenz ein Horchposten Aufstellung nehmen sollte. Sie hatten für ihre Anlage auch einen Akkumulator verwendet und eine entsprechende Verstärkung angebracht. Aber die Elemente hassen das Gebild' der Menschenhand. Am Tage der Konferenz versagte nämlich die Dampfheizung und man mußte zu dem Kachelofen Zuflucht nehmen. Dabei wurde die Anlage entdeckt. Es ist zu hoffen, daß die Professoren die Erfindungsgabe und die gründlichen elektrotechnischen Kenntnisse der Uebeltäter anerkennen und sie mit einer milden Strafe davonkommen lassen werden.